

Maggie
Stiefvater



*In
deinen*

Roman

Augen

script 5

Maggie Stiefvater bei script5:

Nach dem Sommer

Ruht das Licht

In deinen Augen

ISBN 978-3-8390-0126-4

1. Auflage August 2012

Hardcover, 496 Seiten, Format 15.0 x 22.0 cm

€ 18.90 (D), € 19,50 (A), CHF 27.50

Erschienen unter dem Originaltitel *Forever*

Copyright © 2011 by Maggie Stiefvater. All rights reserved.

Umschlagillustration: CREATIO IMAGINIS, Maria-Franziska Ammon

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

www.script5.de

www.maggiestiefvater.de



Maggie
Stiefvater

*In
deinen*

Augen

Roman

Übersetzt von Jessika Komina und Sandra Knuffinke

Unverkäufliche Leseprobe

script 5

PROLOG

SHELBY

Ich kann leise sein, so leise.

Hast zerstört die Stille. Ungeduld verdirbt die Jagd.

Ich lasse mir Zeit.

Lautlos bewege ich mich durch das Dunkel des Waldes. Die Nachtluft ist voller Staub, das Mondlicht fügt die einzelnen Partikel zu Sternbildern zusammen, wo es sich durch das Astwerk über mir stiehlt.

Das einzige Geräusch ist mein Atem, langsam eingesogen durch meine gebleckten Zähne. Behutsam setze ich meine Pfoten im feuchten Unterholz auf. Meine Nasenlöcher blähen sich. Ich lausche meinem Herzschlag über dem leisen Murmeln und Gurgeln eines nahen Baches.

Ein trockener Zweig droht unter meinem Fuß zu zerbrechen.

Ich halte inne.

Ich warte.

Ich laufe langsam weiter. Behutsam hebe ich die Pfote von dem Zweig. *Leise*, denke ich. Mein Atem streicht kalt über meine Vorderzähne. In der Nähe ein Rascheln, lebendig, es erregt meine Aufmerksamkeit und hält sie. Mein Magen ist zusammengezogen, leer.

Ich dringe weiter vor in die Dunkelheit. Meine Ohren stellen sich auf; das verängstigte Tier ist ganz nah. Ein Hirsch? Ein Nachtinsekt

füllt einen langen Augenblick mit einer Art Schnalzen, bevor ich mich wieder bewege. Zwischen den Lauten schlägt mein Herz, schnell. Wie groß ist das Tier? Wenn es verletzt ist, spielt es keine Rolle, dass ich allein jage.

Etwas streift meine Schulter. Weich. Zart.

Ich will zusammenzucken.

Ich will herumfahren und es zwischen den Zähnen zermalmen.

Aber dafür bin ich zu leise. Ich erstarre, für einen langen, langen Moment, und dann wende ich den Kopf, um zu sehen, was dort noch immer sanft wie eine Feder mein Ohr streift.

Es ist etwas, was ich nicht benennen kann; es schwebt durch die Luft, wirbelt in der Brise umher. Wieder und wieder und wieder berührt es mein Ohr. Mein Verstand brennt und verbiegt sich unter der Anstrengung, ihm einen Namen zu geben.

Papier?

Ich verstehe nicht, was es dort macht, warum es wie Laub an dem Zweig hängt, wenn es doch kein Laub ist. Es macht mich nervös. Darunter, auf dem Boden verteilt, liegen Dinge, die durchtränkt sind mit einem fremden, feindlichen Geruch. Die Haut eines gefährlichen Tiers, abgeworfen und zurückgelassen. Ich scheue davor zurück, die Zähne gefletscht, und da, plötzlich, sehe ich meine Beute.

Aber es ist kein Hirsch.

Es ist ein Mädchen, das sich im Dreck windet, die Hände in die Erde gekrallt. Sie wimmert. Wo das Mondlicht sie streift, ist sie reinweiß vor dem schwarzen Hintergrund. Sie verströmt Wellen von Angst. Meine Nasenlöcher füllen sich damit. Ich werde noch nervöser, spüre, wie das Fell in meinem Nacken kribbelt und sich aufstellt. Sie ist kein Wolf und doch riecht sie wie einer.

Ich bin leise.

Das Mädchen bemerkt mich nicht.

Als sie die Augen öffnet, bin ich direkt vor ihr, meine Nase berührt sie fast. Zuvor hat sie mir ihren zarten, warmen Atem ins Gesicht gekeucht, aber als sie mich sieht, hält sie inne.

Wir blicken einander an.

Mit jeder Sekunde, die ihre Augen in meine sehen, stellt sich mehr Fell in meinem Nacken und auf meinem Rücken auf.

Ihre Finger krümmen sich auf dem Boden. Als sie sich bewegt, riecht sie mit einem Mal weniger nach Wolf und mehr nach Mensch. *Gefahr*, zischt es in meinen Ohren.

Ich zeige ihr meine Zähne; ich weiche zurück. Alles, woran ich denken kann, ist Rückzug, bis ich nur noch Bäume um mich habe, bis genügend Distanz zwischen uns ist. Plötzlich fällt mir das Papier in dem Baum und die abgelegte Haut am Boden wieder ein. Ich fühle mich umzingelt – das seltsame Mädchen vor mir, das fremdartige Laub hinter mir. Mein Bauch streift den Waldboden, als ich mich zusammenkauere und den Schwanz zwischen die Hinterbeine kneife.

Mein Knurren setzt so langsam ein, dass ich es auf der Zunge spüre, bevor ich es höre.

Ich bin gefangen zwischen ihr und den Dingen, die nach ihr riechen, die in den Zweigen hängen und auf dem Boden liegen. Die Augen des Mädchens liegen immer noch auf meinen, fordern mich heraus, halten mich fest. Ich bin ihre Gefangene und ich kann nicht entkommen.

Als sie schreit, töte ich sie.

KAPITEL 1

GRACE

Jetzt war ich also nicht mehr nur eine Werwölfin, sondern auch noch eine Diebin.

Ich hatte mich am Rand des Boundary Wood als Mensch wiedergefunden. An welchem Rand genau, wusste ich nicht; der Wald war riesig und dehnte sich meilenweit aus. Meilen, die ich als Wolf mühelos zurückgelegt hätte. Als Mädchen nicht. Es war ein warmer, angenehmer Tag – ein herrlicher Tag, am Standard eines Frühlings in Minnesota gemessen. Wenn man nicht gerade nackt und verirrt mitten im Wald stand.

Mir tat alles weh. Meine Knochen fühlten sich an, als wären sie wie Knete zu Würsten gerollt worden, dann wieder zu Knochen geformt und dann wieder zu Würsten. Meine Haut juckte, besonders an meinen Knöcheln, Ellbogen und Knien. Auf einem Ohr hörte ich ein schrilles Pfeifen. Ich fühlte mich benebelt und orientierungslos. Und ich hatte das seltsame Gefühl, dass das alles hier ein Déjà-vu war.

Mein Unbehagen wurde noch größer, als mir klar wurde, dass ich nicht bloß nackt und verirrt mitten im Wald stand, sondern das auch noch ganz in der Nähe der Zivilisation. Während mich träge Fliegen umschwirrten, richtete ich mich auf, um mich umzusehen. Gleich hinter den Bäumen konnte ich die Rückseiten einer Reihe

kleiner Häuser erkennen. Zu meinen Füßen lag eine zerfetzte schwarze Mülltüte, ihr Inhalt über den Boden verstreut. Es sah verdächtig danach aus, als wäre das mein Frühstück gewesen. Darüber wollte ich lieber nicht allzu genau nachdenken.

Eigentlich wollte ich über *nichts* allzu genau nachdenken. Meine Gedanken kehrten stoß- und ruckweise zu mir zurück, erst unscharf, dann deutlicher, wie halbvergessene Träume. Und während sich mein Bewusstsein langsam neu formte, erinnerte ich mich an diesen Moment – den benommenen Moment, in dem ich wieder zum Mensch wurde. Immer und immer wieder. In einem Dutzend verschiedener Umgebungen. Allmählich wurde mir klar, dass dies nicht meine erste Verwandlung in diesem Jahr war. Und alles, was dazwischenlag, hatte ich vergessen. Na ja, fast alles.

Ich kniff die Augen zu. Ich konnte sein Gesicht sehen, seine gelben Augen, sein dunkles Haar. Ich erinnerte mich daran, wie perfekt meine Hand in seine passte. Ich erinnerte mich daran, wie ich neben ihm in einem Auto saß, das es, so sagte mir ein Gefühl, nicht mehr gab.

Aber ich erinnerte mich nicht an seinen Namen. Wie hatte ich seinen *Namen* vergessen können?

Irgendwo in der Ferne quietschten Autoreifen. Das Geräusch wurde langsam leiser, nachdem es mich passiert hatte, eine Warnung, die mir ins Gedächtnis rief, wie nah die wirkliche Welt tatsächlich war.

Ich öffnete die Augen. Ich konnte jetzt nicht an ihn denken. Ich durfte es nicht. Es würde zurückkehren. Es würde alles zurückkehren. Im Moment musste ich mich auf das Hier und Jetzt konzentrieren.

Ich hatte mehrere Möglichkeiten. Entweder ich zog mich in den warmen, frühlingshaften Wald zurück und hoffte darauf, dass ich

mich bald wieder in einen Wolf verwandeln würde. Das Problem dabei war jedoch, wie ganz und gar menschlich ich mich gerade fühlte. Dann blieb also nur noch die zweite Möglichkeit, mich dem Erbarmen der Menschen auszuliefern, die in dem kleinen blauen Haus direkt vor mir lebten. Schließlich hatte ich mich auch schon an ihrem Müll bedient und, wie es aussah, an dem ihrer Nachbarn gleich mit. Doch auch diese Möglichkeit war nicht unproblematisch. Denn selbst wenn ich mich im Moment durch und durch menschlich fühlte, wer wusste schon, wie lange das anhalten würde? Außerdem war ich nackt und kam geradewegs aus dem Wald. Ich hatte keine Ahnung, wie ich das erklären sollte, ohne im Krankenhaus oder auf der Polizeiwache zu landen.

Sam.

Plötzlich fiel mir sein Name wieder ein und mit ihm tausend andere Dinge: schüchtern in mein Ohr geraunte Gedichte, die Gitarre in seinen Händen, die Form des Schattens unter seinem Schlüsselbein und wie seine Finger beim Lesen die Seiten eines Buchs glatt strichen. Die Farbe der Wände in der Buchhandlung, der Klang seiner Stimme, wenn er mir über das Kissen etwas zuflüsterte, eine Liste mit guten Vorsätzen für jeden von uns. Und schließlich der Rest: Rachel, Isabel, Olivia. Tom Culpeper, der mir und Sam und Cole einen toten Wolf vor die Füße warf.

Meine Eltern. Oh Gott, meine Eltern. Mir fiel wieder ein, wie ich in ihrer Küche stand und mich mit ihnen über Sam stritt, während der Wolf aus mir hervorzubrechen drohte. Wie ich meinen Rucksack voller Kleider stopfte und mich zu Becks Haus davonstahl. Wie ich fast an meinem eigenen Blut erstickte ...

Grace Brisbane.

Das alles hatte ich als Wolf vergessen. Und ich würde es wieder vergessen.

Ich sank in die Knie, weil das Stehen mir plötzlich zu schwierig erschien, und schlang die Arme um meine nackten Beine. Eine braune Spinne krabbelte über meine Zehen, bevor ich Zeit hatte zu reagieren. Über mir zwitscherten Vögel. Sonnensprenkel, beinahe heiß, wo sie mit voller Kraft durch die Bäume drangen, tanzten über den Waldboden. Eine warme Frühlingsbrise surrte durch die frischen grünen Blätter an den Zweigen. Wieder und wieder seufzte der Wald rings um mich auf. Die Natur hatte in meiner Abwesenheit ihren Lauf fortgesetzt wie eh und je und nun saß ich hier, ein kleines, undenkbares Stück Wirklichkeit, und wusste nicht, wo ich hingehörte oder was ich tun sollte.

Im nächsten Moment fuhr mir ein weiterer warmer Windstoß, der beinahe unerträglich nach Käsecrackern roch, ins Haar und zeigte mir einen Weg auf. Hinter dem geziegelten Bungalow nebenan hatte jemand, den das schöne Wetter anscheinend optimistisch gestimmt hatte, Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Eine ganze Leine voll sorgfältig aufgereihter Möglichkeiten. Mein Blick lag fest auf den Kleidungsstücken, die sanft im Wind schaukelten. Wer auch immer dort wohnte, war zwar eindeutig ein paar Größen über mir angesiedelt, aber eins der Kleider sah aus, als hätte es einen Gürtel um die Taille. Es könnte funktionieren. Nur dass ich dafür jemanden bestellen musste.

Ich hatte schon eine Menge Dinge getan, die eine Menge Menschen nicht unbedingt als *richtig* bezeichnet hätten, aber Stehlen hatte bisher nicht dazugehört. Nicht so. Nicht das gute Kleid von jemandem, der es höchstwahrscheinlich mit der Hand gewaschen und dann behutsam zum Trocknen aufgehängt hatte. Außerdem hingen auch Unterwäsche und Socken und Kissenbezüge auf der Leine, was bedeutete, dass die Menschen dort sich womöglich keinen Wäschetrockner leisten konnten. War ich wirklich bereit, je-

mandem sein Sonntagskleid zu stehlen, damit ich eine Chance hatte, zurück nach Mercy Falls zu kommen? War ich wirklich zu einem solchen Menschen geworden?

Ich würde es zurückbringen. Wenn alles vorbei war.

Ich schlich am Waldrand entlang, fühlte mich ungeschützt und kreideweiß und versuchte, einen genaueren Blick auf meine Beute zu erhaschen. Der Geruch nach backofenwarmen Käsecrackern – der mich als Wolf vermutlich überhaupt erst angelockt hatte – deutete darauf hin, dass jemand zu Hause war. Niemand konnte sich einfach so von diesem Geruch entfernen. Jetzt, da er mir in die Nase gestiegen war, musste ich mich beinahe zwingen, an etwas anderes zu denken. Es kostete mich alle Mühe, mich auf das vorliegende Problem des Kleiderraubs zu konzentrieren. Würden die Erzeuger des Gebäcks mich entdecken? Oder ihre Nachbarn? Wenn ich es geschickt anstellte, könnte ich den größten Teil der Zeit ungesehen bleiben.

Der Garten meines unglückseligen Opfers war typisch für die Häuser am Rand des Boundary Wood und ich sah die üblichen Verdächtigen: Tomatenrankgerüste, eine von Hand gegrabene Grillmulde, Fernsehantennen, deren Kabel ins Nirgendwo führten. Ein Rasenmäher, halb von einer Plane bedeckt. Ein rissiges Kunststoffplanschbecken voll schmutzigen Sand und eine Gruppe Gartenmöbel, deren plastikartige Polster ein Sonnenblumenmuster hatten. Jede Menge Zeug also, aber nichts, was sich besonders gut als Deckung nutzen ließ.

Andererseits hatte auch niemand die einzelne Wölfin bemerkt, die den Müll an der Hintertür gestohlen hatte. Vielleicht übersahen sie auch ein nacktes Mädchen, das ein Kleid von der Wäscheleine stahl.

Ich atmete tief durch und wünschte mir einen einzigen Moment

lang von ganzem Herzen, ich müsste bloß einen Überraschungstest in Mathe schreiben oder ein Pflaster von meinem unrasierten Bein abreißen, dann rannte ich in den Garten. Irgendwo fing ein Hund an, wie wild zu bellen. Ich grapschte mir das Kleid.

Bevor ich den nächsten Gedanken fassen konnte, war es auch schon vorbei. Ich war wieder zurück im Wald, das erbeutete Kleidungsstück in den Händen zu einem Knäuel zusammengedrückt, außer Atem und in einem Gestrüpp versteckt, das womöglich Gift-efeu war.

Hinten im Haus schrie jemand den Hund an: »Schnauze, sonst zieh ich dir das Fell ab!«

Ich wartete, bis mein Herzschlag sich etwas beruhigt hatte. Dann zog ich mir, schuldbewusst und triumphierend zugleich, das Kleid über den Kopf. Es war ein hübsches, blau geblühtes Ding, eigentlich zu leicht für diese Jahreszeit und noch ein bisschen feucht. Ich musste es ziemlich zusammenschnüren, bis es mir einigermaßen passte, aber dann sah ich fast präsentabel aus.

Fünfzehn Minuten später hatte ich mir von der Hintertür eines anderen Nachbarn ein paar Clogs dazu stibitzt (am Absatz des einen Schuhs klebte Hundekot, weswegen sie wahrscheinlich überhaupt da draußen gestanden hatten) und schlenderte so lässig die Straße hinunter, als wäre ich dort zu Hause. Mithilfe meiner Wolfssinne, auf die ich mich nun ganz einließ, wie Sam es mir vor so langer Zeit gezeigt hatte, konnte ich in meinem Kopf ein wesentlich detaillierteres Bild meiner Umgebung schaffen, als ich mit bloßem Auge sah. Zwar lieferten mir auch all diese Informationen keine Vorstellung davon, wo ich war, aber eins wusste ich sicher: Ich war weit entfernt von Mercy Falls.

Zumindest aber hatte ich so etwas wie einen Plan. Raus aus dieser Gegend, bevor noch jemand sein Kleid oder seine Schuhe davon-

spazieren sah. Ich musste ein Geschäft oder sonst einen Punkt finden, anhand dessen ich mich orientieren konnte, hoffentlich bevor ich mir in den Clogs Blasen lief. Und dann: irgendwie zurück zu Sam.

Es war nicht gerade ein überragender Plan, aber er war alles, was ich hatte.

KAPITEL 2

ISABEL

Ich maß die Zeit, indem ich Dienstage zählte.
Drei Dienstage, bis die Sommerferien anfangen.

Sieben Dienstage, seit Grace aus dem Krankenhaus verschwunden war.

Fünfundfünfzig Dienstage, bis ich meinen Schulabschluss machen und endlich aus diesem verdammten Mercy Falls, Minnesota, rauskommen würde.

Sechs Dienstage, seit ich Cole St. Clair zum letzten Mal gesehen hatte.

Der Dienstag war der schlimmste Tag der Woche im Hause Culpeper. Krachtag. Na ja, theoretisch konnte bei uns jeder Tag zum Krachtag werden, aber der Dienstag war eine sichere Bank. Es war nun fast ein Jahr seit dem Tod meines Bruders, Jack, vergangen und nach einem gepflegten Schreimarathon, der drei Stockwerke, zwei Stunden und eine Scheidungsandrohung seitens meiner Mutter umfasst hatte, ging mein Vater tatsächlich wieder mit uns zur Therapie. Was bedeutete, dass der Mittwoch immer gleich ablief: Meine Mutter legte Parfüm auf, mein Vater hing ausnahmsweise mal nicht am Telefon und ich saß in Dads riesigem blauem Geländewagen und tat so, als stänke es darin nicht immer noch nach totem Wolf.

Mittwochs zeigten sich alle von ihrer besten Seite. In den paar

Stunden nach der Therapiesitzung – Abendessen in einem Restaurant in St. Paul, ein bisschen herrlich stumpfsinniges Shopping oder Kino – herrschte Friede, Freude, Eierkuchen. Und dann, Stunde um Stunde, entfernte sich jeder wieder langsam von diesem Ideal, bis es am nächsten Dienstag erneut Mord und Totschlag gab.

Normalerweise versuchte ich, dienstags gar nicht erst zu Hause zu sein.

Aber an diesem speziellen wurde ich zum Opfer meiner eigenen Unentschlossenheit. Nachdem ich von der Schule nach Hause gekommen war, konnte ich mich einfach nicht dazu überwinden, Taylor oder Madison anzurufen und mich mit ihnen zu verabreden. In der Woche zuvor war ich mit den beiden und irgendwelchen Jungs, die sie kannten, in Duluth gewesen und hatte für zweihundert Dollar Schuhe für meine Mom gekauft, für hundert ein Oberteil für mich und schließlich die Jungs dazu gebracht, uns für etwa ein Drittel dieser Summe Eis zu spendieren, das wir dann noch nicht mal aßen. Schon an dem Tag hatte ich keinen Sinn in der ganzen Aktion gesehen, außer vielleicht, Madison mit meinem lockeren Umgang mit der Kreditkarte zu schocken. Und auch heute sah ich noch keinen, da die Schuhe unbeachtet vor Moms Bett standen, das Oberteil vor meinem eigenen Spiegel zu Hause irgendwie komisch saß und ich mich nicht mal an die Namen der Jungen erinnern konnte, außer einer vagen Idee, dass der eine mit J angefangen hatte.

Blieb noch mein anderer Zeitvertreib, mich in meinen eigenen Geländewagen zu setzen und irgendwo in einer verschwiegenen Einfahrt zu parken, um Musik zu hören, meine Gedanken abdriften zu lassen und mir vorzustellen, ich wäre irgendwo anders. Normalerweise kriegte ich damit genügend Zeit rum, um erst nach Hause zu kommen, wenn meine Mom gerade ins Bett ging und die

schlimmsten Streitereien vorbei waren. Ironischerweise hatte ich damals in Kalifornien ungefähr eine Million mehr Möglichkeiten gehabt, aus dem Haus zu kommen. Damals, als ich sie noch nicht gebraucht hatte.

Alles, was ich wollte, war Grace anrufen und mit ihr durch die Stadt schlendern oder bei ihr auf der Couch sitzen, während sie Hausaufgaben machte. Ich wusste nicht, ob das jemals wieder möglich sein würde.

Ich wägte meine Optionen so lange gegeneinander ab, dass ich schließlich die Gelegenheit zur Flucht verpasste. Ich stand in der Eingangshalle, mein Handy, das immer noch auf Anweisungen wartete, gezückt, als mein Vater im selben Moment die Treppe heruntergetrabt kam, in dem meine Mutter aus der Wohnzimmertür trat. Ich war gefangen zwischen zwei aufeinanderprallenden Wetterfronten. An diesem Punkt konnte man nichts mehr tun, als die Fenster zu verrammeln und zu hoffen, dass der Gartenzweig es überstehen würde.

Ich wappnete mich für das Schlimmste.

Mein Vater tätschelte mir den Kopf. »Na, Schnuppel?«

Schnuppel?

Blinzelnd sah ich ihm nach, als er an mir vorbeistapfte, entschlossen und mächtig, ein Riese in seinem Schloss. Es war, als wäre ich ein Jahr in die Vergangenheit gereist.

Ich starrte ihn immer noch an, als er neben meiner Mutter in der Tür stehen blieb. Jetzt würden sie sicher das Feuer eröffnen und sich fiese Sprüche um die Ohren hauen. Stattdessen drückte er ihr einen Kuss auf die Wange.

»Wer sind Sie und was haben Sie mit meinen Eltern gemacht?«, fragte ich.

»Ha!«, machte mein Vater, in einem Tonfall, den man wohl als

heiter bezeichnen musste. »Es wäre nett, wenn du dir was überziehen könntest, das deinen Bauchnabel ein bisschen mehr bedeckt, bevor Marshall kommt. Falls du dann nicht oben bist und Hausaufgaben machst.«

Mom warf mir einen »Ich hab's dir ja gesagt«-Blick zu, auch wenn sie kein Wort über mein Oberteil verloren hatte, als ich von der Schule nach Hause gekommen war.

»Moment mal, Marshall, der *Kongressabgeordnete*?«, erwiderte ich. Mein Vater hatte jede Menge Freunde vom College, die mittlerweile ziemlich hohe Tiere waren, aber seit Jacks Tod hatte er nicht mehr viel Zeit mit ihnen verbracht. Doch die Geschichten über sie hatte ich oft gehört, besonders wenn bei den Erwachsenen der Alkohol auf den Tisch kam. »Magic-Mushrooms-Marshall? Der Marshall, der's vor dir mit Mom getrieben hat?«

»Für dich immer noch Mr Landy«, rügte mein Vater, aber er war schon halb aus dem Zimmer und klang nicht sonderlich verärgert. Dann fügte er noch hinzu: »Und sei nicht so frech zu deiner Mutter.«

Mom drehte sich um und ging mit meinem Vater zurück ins Wohnzimmer. Ich hörte sie reden und einmal lachte meine Mutter sogar.

An einem Dienstag. Es war Dienstag und sie lachte.

»Was will der denn hier?«, fragte ich argwöhnisch und folgte ihnen durchs Wohnzimmer in die Küche. Mein Blick fiel auf die Arbeitsplatte. Ihre eine Hälfte war unter Chipsschüsseln und Gemüseplatten begraben und die andere unter Klemmbrettern, Ordnern und vollgekritzelten Blöcken.

»Du hast dir immer noch nichts anderes angezogen«, sagte Mom.

»Ich bin sowieso gleich weg«, antwortete ich. Das hatte ich gerade erst beschlossen. Dads Freunde fanden sich alle extrem witzig und

waren in Wirklichkeit extrem unwitzig und so war meine Entscheidung gefallen. »Warum kommt Marshall her?«

»Mr Landy«, verbesserte mein Vater. »Wir wollen nur ein paar Rechtssachen besprechen und außerdem haben wir uns lange nicht gesehen.«

»Ein bestimmter Fall?« Ich schlenderte auf die papierbedeckte Seite der Arbeitsplatte zu, als mir plötzlich etwas ins Auge fiel. Tatsächlich, das Wort, das ich gesehen zu haben meinte – *Wölfe* –, war überall. Ein unbehagliches Kribbeln durchströmte mich, als ich das Geschreibsel überflog. Letztes Jahr, bevor ich Grace kannte, wäre dieses Gefühl das süße Prickeln von Rache gewesen, weil die Wölfe anscheinend endlich einen Denkkzettel dafür bekommen sollten, dass sie Jack getötet hatten. Jetzt aber war ich erstaunlicherweise nur nervös. »Hier geht's darum, dass Wölfe in Minnesota unter Artenschutz stehen.«

»Möglicherweise nicht mehr lange«, erklärte mein Vater. »Landy hat da ein paar Ideen. Vielleicht kriegt er's sogar durch, dass das ganze Rudel beseitigt wird.«

Darum hatte er so gute Laune? Weil er und Landy und Mom es sich zusammen gemütlich machen und einen Plan aushecken würden, um die Wölfe zu töten? Ich konnte nicht fassen, dass er tatsächlich zu glauben schien, das würde Jacks Tod irgendwie erträglicher machen.

Grace war da draußen im Wald. Er wusste es nicht, aber er redete gerade davon, sie umzubringen.

»Grandios«, sagte ich. »Ich bin dann mal weg.«

»Wo willst du denn hin?«, fragte Mom.

»Madison.«

Mom hielt beim Aufreißen einer Chipstüte inne. Sie hatten genug zu essen eingekauft, um den ganzen Kongress satt zu kriegen.

»Fährst du wirklich zu Madison oder sagst du das nur, weil du weißt, dass ich sowieso zu viel zu tun habe, um es zu überprüfen?«

»Na schön«, seufzte ich. »Ich will ins Kenny's und ich weiß noch nicht, wer Zeit hat, mit mir hinzugehen. Zufrieden?«

»Überglücklich«, erwiderte Mom. Plötzlich fiel mir auf, dass sie die Schuhe trug, die ich für sie gekauft hatte. Aus irgendeinem Grund war es ein komisches Gefühl, sie so zu sehen. Mom und Dad, beide lächelnd, sie in ihren neuen Schuhen, und daneben ich, voller Sorge, dass sie meine Freundin mit einem Großkalibergewehr weg-pusten würden.

Ich schnappte mir meine Handtasche, ging nach draußen und setzte mich in mein Auto. Und dort, in der stickigen Luft, blieb ich erst mal sitzen, ohne den Schlüssel umzudrehen oder mich zu bewegen. Ich hielt nur mein Handy in der Hand und überlegte, was ich nun tun sollte. Na ja, was ich tun *sollte*, wusste ich, nur nicht, ob ich es auch *wollte*. Sechs Dienstage, seit ich zum letzten Mal mit ihm geredet hatte. Vielleicht würde Sam ja ans Telefon gehen. Mit Sam konnte ich reden.

Nein, ich *musste* mit Sam reden. Weil der Kongressabgeordnete Landy und mein Dad in ihrem kartoffelchipbefeuertem Kriegsrat tatsächlich etwas in Gang setzen konnten. Ich hatte keine Wahl.

Ich biss mir auf die Lippe und wählte die Nummer von Becks Haus.

»Ja.«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung war unendlich vertraut und das nervöse Flüstern in meinem Magen schwoll zu einem Heulen an.

Nicht Sam.

Meine Stimme klang ungewollt eisig. »Cole, ich bin's.«

»Oh«, sagte er und legte auf.

KAPITEL 3

GRACE

Das Einzige, woran ich die verstrichene Zeit messen konnte, war das Knurren meines Magens, und so kam es mir vor wie eine Ewigkeit, bis ich endlich ein Geschäft erreichte. Das erste, das ich fand, war ein Anglerladen namens *Ben's Fish and Tackle* in einem düstergrauen Gebäude ein Stück abseits der Straße, das aussah, als wäre es geradewegs aus dem umliegenden schlammigen Boden emporgewachsen. Um zur Tür zu gelangen, musste ich vorsichtig über einen holprigen Kiesparkplatz voller Schneematsch und Regenwasser staksen. Ein Schild über dem Türknauf informierte mich, dass ich die Schlüssel für meinen Mietumzugswagen in den Briefkasten an der Seite des Gebäudes werfen solle. Ein zweites Schild pries Beaglewelpen zum Verkauf an. Zwei Rüden und ein Weibchen.

Ich legte die Hand auf den Türknauf. Bevor ich ihn drehte, ging ich im Kopf noch mal meine Geschichte durch. Natürlich blieb immer die Möglichkeit, dass man mich erkennen würde – mit einem Mal wurde mir klar, dass ich keine Ahnung hatte, wie lange es her war, dass ich mich in einen Wolf verwandelt hatte, oder wie berichtenswert mein Verschwinden gewesen war. In Mercy Falls schaffte es schließlich schon eine verstopfte Toilette in die Schlagzeilen.

Ich ging hinein, schob die Tür hinter mir zu und verzog unwillkürlich das Gesicht. Im Inneren des Ladens war es entsetzlich heiß

und es stank nach schalem Schweiß. Ich wanderte an Regalen voller Angelzeug, Rattengift und Luftpolsterfolie vorbei, bis ich schließlich die Kasse am hinteren Ende erreichte. Hinter der Theke stand ein kleiner alter Mann und schon aus einigen Metern Entfernung war mir klar, dass er und sein gestreiftes Hemd die Quelle des Schweißgeruchs darstellten.

»Wollen Sie 'nen Umzugswagen mieten?« Der Mann richtete sich auf und stierte mich durch viereckige Brillengläser an. An der Werkzeugwand hinter seinem Kopf hingen Reihen von Packbandrollen. Ich versuchte, durch den Mund zu atmen.

»Hallo«, antwortete ich. »Ich will keinen Umzugswagen mieten.« Dann holte ich Luft, machte ein möglichst jämmerliches Gesicht und fing an zu lügen. »Die Sache ist die, meine Freundin und ich, wir haben uns gerade total gestritten und dann hat sie mich einfach aus dem Auto geschmissen. Ziemlich daneben, was? Und jetzt stehe ich hier. Wäre es möglich, dass ich kurz Ihr Telefon benutze?«

Stirnrunzelnd sah er mich an und ich fragte mich plötzlich, ob ich wohl komplett voller Matsch war und wie schlimm meine Haare aussahen. Verstoßen tastete ich mit der Hand darüber.

Dann fragte er: »Wie?«

Ich wiederholte meine Geschichte, wobei ich genau darauf achtete, dass sich nichts darin veränderte, und zog weiterhin mein jämmerliches Gesicht. Das war nicht schwierig. Ich fühlte mich wirklich ziemlich jämmerlich. Er sah immer noch skeptisch aus, also fügte ich hinzu: »Telefon? Damit ich jemanden anrufen kann, der mich abholen kommt?«

»Tja ja«, sagte er. »'n Ferngespräch, oder was?«

Hoffnung keimte in mir auf. Ich hatte keine Ahnung, ob es ein Ferngespräch werden würde oder nicht, also erwiderte ich: »Mercy Falls.«

»Hmm«, machte er, was meine Frage auch nicht beantwortete.
»Tja ja.«

Ich wartete eine qualvolle Minute lang. Im Hintergrund hörte ich ein harsches, bellendes Lachen.

»Meine Frau telefoniert gerade«, sagte er. »Aber wenn sie fertig ist, können Sie das Telefon kriegen.«

»Danke«, erwiderte ich. »Ach so, wo sind wir hier eigentlich genau? Damit ich meinem Freund sagen kann, wo er mich abholen soll.«

»Tja ja«, sagte er wieder. Ich glaube nicht, dass er damit irgendwas Bestimmtes ausdrücken wollte – er sagte es anscheinend einfach, wenn er nachdachte. »Sagen Sie ihm, wir sind zwei Meilen vor Burntside.«

Burntside. Das war fast eine halbe Stunde Fahrt von Mercy Falls entfernt, alles über kurvige Landstraßen. Eine beunruhigende Vorstellung, dass ich, ohne mich daran zu erinnern, diese Entfernung zurückgelegt hatte, wie eine Schlafwandlerin.

»Danke«, wiederholte ich.

»Ich glaube, Sie haben da Hundekacke am Schuh«, fügte er hilfsbereit hinzu. »Ich kann's riechen.«

Ich tat so, als würde ich meinen Schuh inspizieren. »Oh, da haben Sie wohl recht. Ich hab mich schon gewundert.«

»Sie braucht sicher noch 'ne Weile«, warnte er mich. Es dauerte eine Sekunde, bis mir klar wurde, dass er seine Frau am Telefon meinte.

Aber ich begriff, was er eigentlich sagen wollte. Ich schlug vor: »Dann seh ich mich ein bisschen um«, und er machte ein erleichtertes Gesicht, als hätte er sich schon gezwungen gesehen, mich zu unterhalten, während ich bei ihm am Tresen stand. Sobald ich zu einer Wand voller Köder geschlendert war, um sie mir anzusehen,

fang er wieder an, hinter der Theke herumzukramen, was auch immer er dort suchte. Seine Frau redete weiter und lachte ihr komisches bellendes Lachen und der Laden stank weiter nach Körperausdünstungen.

Ich betrachtete Angelruten, einen ausgestopften Hirschkopf mit einer rosa Baseballkappe darauf und Plastikeulen, mit denen man angeblich Vögel aus seinem Garten verscheuchen konnte. In einer Ecke standen Behälter mit lebendigen Mehlwürmern. Während ich sie anstarrte und sich mir der Magen zusammenzog, entweder vor Ekel oder als vage Ankündigung einer bevorstehenden Verwandlung, ging die Tür wieder auf und ein Mann in einer grünen Latzhose kam herein. Er und der verschwitzte alte Mann begrüßten einander. Ich fummelte an einem leuchtend orangefarbenen Halsband für Jagdhunde herum, konzentrierte mich dabei jedoch größtenteils auf meinen Körper, um herauszufinden, ob ich mich heute wirklich wieder verwandeln würde oder nicht.

Plötzlich schnappte ich etwas von dem Gespräch der beiden Männer auf, das mich aufmerken ließ. Der Mann mit der Latzhose sagte: »Ich meine, irgendwas muss man da doch unternehmen. Einer hat sich heute sogar einen Müllsack von meiner Hintertür geholt. Meine Frau glaubt, das war ein Hund, aber ich hab 'nen Pfotenabdruck gesehen – viel zu groß.«

Wölfe. Sie redeten über die Wölfe.

Über *mich*.

Ich machte mich ganz klein, kauerte mich hin, als wollte ich mir die Tüten mit Hundefutter auf dem untersten Bord des Metallregals genauer ansehen.

Der alte Mann sagte: »Hab gehört, Culpeper will da was organisieren.«

Der Latzhosentyp stieß eine Art Schnauben aus, das gleichzeitig

aus seiner Nase und seinem Mund zu dringen schien. »Was, etwa so wie letztes Jahr? Das hat doch 'nen feuchten Dreck gebracht. Mit ihren Kugeln haben sie die doch gerade mal am Bauch gekitzelt. Ach was, so viel soll der Gewässerschein also dieses Jahr kosten?«

»Soll er«, bestätigte der alte Mann. »Aber diesmal hört sich das alles schon ganz anders an. Er will die Viecher drankriegen, wie sie das in Idaho gemacht haben. Mit Hubschraubern und ... Feldjägern. Nee, so heißen die nicht. Scharfschützen. Das ist es. Will wohl versuchen, das gerichtlich durchzukriegen.«

Wieder drehte sich mir der Magen um. Es war, als landeten wir immer wieder bei Tom Culpeper. Der auf Sam geschossen hatte. Und dann auf Victor. Wann würde er endlich genug haben?

»Na, viel Glück dabei, das an den Ökofreaks vorbeizukriegen«, sagte Latzhose. »Diese Wölfe stehen doch unter Naturschutz oder so was. Mein Cousin hatte vor ein paar Jahren 'nen Heidenärger am Hals, weil einer davon ihm vors Auto gelaufen ist. Und den Wagen hat er sich dabei auch noch zu Schrott gefahren. Culpeper kriegt sicher noch ordentlich Gegenwind.«

Der alte Mann ließ sich Zeit mit der Antwort; er knisterte mit irgendetwas hinter der Theke herum. »Auch einen? Nein? Tja ja, aber immerhin ist er selber einer von diesen Großstadtanwälten. Und das war doch sein Junge, den die Wölfe damals erwischt haben. Wenn's einer schafft, da was zu bewegen, dann er. In Idaho haben sie doch das ganze Rudel ausgerottet. Oder war's Wyoming? Irgendwo da draußen jedenfalls.«

Das ganze Rudel.

»Aber nicht, weil die ein bisschen Müll geklaut haben«, entgegnete Latzhose.

»Nee, Schafe. Und wenn Wölfe Jungs töten statt nur Schafe, ist das ja wohl wesentlich schlimmer. Also schafft er's vielleicht. Wer weiß?«

Er schwieg einen Moment. »He, Fräulein? Hallo? Das Telefon ist jetzt frei.«

Wieder regte sich mein Magen. Ich stand auf, die Arme vor der Brust verschränkt, und hoffte inständig, dass Latzhose das Kleid nicht erkannte, aber er schenkte mir nur einen flüchtigen Blick und wandte sich dann ab. Er sah auch nicht unbedingt wie der Typ Mann aus, dem Details an Frauenkleidung auffielen. Zögernd blieb ich neben ihm stehen und der alte Mann reichte mir das Telefon.

»Dauert nur eine Minute«, versprach ich. Der alte Mann reagierte nicht, also zog ich mich in eine Ecke zurück. Die Männer unterhielten sich weiter, aber nicht mehr über die Wölfe.

Als ich das Telefon in der Hand hielt, wurde mir klar, dass es drei Nummern gab, die ich wählen konnte. Sams. Isabels. Die meiner Eltern.

Meine Eltern konnte ich nicht anrufen. *Wollte* ich nicht anrufen.

Ich tippte Sams Nummer ein. Einen kurzen Augenblick, bevor ich auf »Wählen« drückte, holte ich tief Luft, schloss die Augen und gestattete mir, daran zu denken, wie verzweifelt ich hoffte, dass er abhob, verzweifelter, als ich mir selbst eingestehen wollte. Tränen brannten in meinen Augen und ich blinzelte entschlossen.

Am anderen Ende klingelte es. Zweimal, dreimal. Vier. Fünf. Sechs, sieben.

Ich musste die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass er vielleicht nicht rangehen würde.

»Hallo?«

Beim Klang der Stimme wurden mir die Knie weich. Ganz plötzlich musste ich mich hinsetzen und mich an dem Metallregal neben mir festhalten, um nicht umzukippen. Mein gestohlenes Kleid legte sich wie ein Ring um mich auf den Boden.

»Sam«, flüsterte ich.

Stille. So lange, dass ich schon befürchtete, er hätte wieder aufgelegt. Ich fragte: »Bist du noch da?«

Er stieß eine Art Lachen aus, ein seltsamer, zittriger Laut. »Ich ... ich konnte nicht glauben, dass das wirklich du bist. Du bist ... ich konnte nicht glauben, dass du es bist.«

Erst jetzt wagte ich, es mir vorzustellen: wie er in seinem Auto vorfuhr, seine Arme um meinen Hals, ich in Sicherheit, ich endlich wieder *ich*, als müsste ich ihn nicht irgendwann wieder verlassen. Ich sehnte mich so sehr nach all dem, dass ich davon Bauchschmerzen bekam. »Kommst du mich holen?«, fragte ich.

»Wo bist du?«

»*Ben's Fish and Tackle. Burntside.*«

»Mein Gott.« Und dann: »Bin schon unterwegs. Zwanzig Minuten. Ich komme.«

»Ich warte auf dem Parkplatz«, sagte ich. Ich wischte eine Träne weg, die irgendwie geflossen war, ohne dass ich es merkte.

»Grace ...« Er hielt inne.

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich auch.«

SAM

Ohne Grace lebte ich in hundert anderen Momenten als dem, in dem ich mich wirklich befand. Jede Sekunde war mit irgendjemandes Musik ausgefüllt oder mit Büchern, die ich nie lesen würde. Arbeit. Brot backen. Irgendetwas, Hauptsache, ich war abgelenkt. Ich täuschte mir selbst Normalität vor. Dass ich nur noch einen Tag ohne sie sein müsste, dass der morgige sie durch meine Tür führen würde und dass das Leben dann weitergehen würde, als wäre es nie unterbrochen worden.

Ohne Grace wurde ich zum Perpetuum mobile, angetrieben durch meine Unfähigkeit zu schlafen und meine Angst zuzulassen, dass sich die Gedanken in meinem Kopf auftürmten. Jede Nacht war eine Fotokopie eines jeden vorangegangenen Tages und jeder Tag war eine Fotokopie jeder Nacht. Alles fühlte sich so falsch an: das Haus, das bis zum Bersten mit Cole St. Clair gefüllt war und niemand anderem; meine Erinnerungen, gespickt mit Bildern von Grace, blutüberströmt, als sie sich in einen Wolf verwandelte; und daneben ich, der sich nicht verwandelte, mein Körper unberührt von der Macht der Jahreszeiten. Ich wartete auf einen Zug, der niemals in den Bahnhof einfuhr. Aber ich konnte nicht aufhören zu warten, denn wer wäre ich dann noch? Ich betrachtete meine Welt wie in einem Spiegel.

Rilke schreibt: »*Dieses heißt Schicksal: gegenüber sein und nichts als das und immer gegenüber.*«

Ohne Grace hatte ich nichts mehr als die Lieder über ihre Stimme und die Lieder über den Nachhall, der blieb, als sie aufhörte zu sprechen.

Und dann rief sie an.

Als das Telefon klingelte, hatte ich gerade den warmen Tag zum Anlass genommen, den VW zu waschen und die letzten Reste der Schicht aus Salz und Sand abzuschrubben, mit der ihn der ewige Winterschnee überzogen hatte. Ich hatte die vorderen Fenster heruntergekurbelt, damit ich bei der Arbeit Musik hören konnte. Gerade lief ein rhythmisches Gitarrenstück mit gegenläufigen Harmonien und einer sich in die Höhe schraubenden Melodie, die ich ab jetzt bis in alle Ewigkeit mit der Hoffnung dieses Moments assoziieren würde, des Moments, in dem sie mich anrief und fragte: *Kommst du mich holen?*

Das Auto und meine Arme waren schaumbedeckt und ich hielt

mich nicht damit auf, irgendetwas abzutrocknen. Ich warf nur mein Telefon auf den Beifahrersitz und drehte den Schlüssel im Zündschloss. Beim Ausparken aus der Einfahrt hatte ich es so eilig, dass mein Fuß, als ich vom Rückwärtsgang in den ersten schaltete, von der Kupplung rutschte und der Motor aufheulte, laut, laut, lauter. Der schrill aufsteigende Laut passte zum Hämmern meines Herzens.

Der Himmel über mir war weit und blau und voller weißer Wolken mit flirrenden Eiskristallen darin, die zu weit oben hingen, als dass ich sie hier auf der warmen Erde hätte spüren können. Ich war schon zehn Minuten unterwegs, als mir auffiel, dass ich vergessen hatte, die Fenster wieder hochzukurbeln; der Fahrtwind hatte die Schaumreste an meinen Armen zu weißen Streifen getrocknet. Als ein anderes Auto vor mir auftauchte, raste ich trotz Überholverbots an ihm vorbei.

In zehn Minuten würde ich Grace bei mir auf dem Beifahrersitz haben. Dann wäre alles in Ordnung. Ich konnte schon spüren, wie sie ihre Finger mit meinen verflocht, wie sie ihre Wange an meinen Hals schmiegte. Es schien Jahre her zu sein, seit ich das letzte Mal die Arme um ihren Körper geschlungen, mit den Händen ihre Taille umfasst hatte. Jahrzehnte, seit ich sie geküsst hatte. Jahrhunderte, seit ich sie hatte lachen hören.

Das Gewicht meiner Hoffnung drohte mich zu erdrücken. Ich klammerte mich an der unglaublich banalen Tatsache fest, dass Cole und ich uns seit zwei Monaten fast ausschließlich von Marmeladentost, Dosenthunfisch und Tiefkühlburritos ernährten. Wenn Grace wieder da war, musste sich das ändern. Ich meinte, irgendwo noch ein Glas Spaghettisoße und eine Packung Nudeln gesehen zu haben. Auf einmal schien es mir unendlich wichtig, dass wir zu ihrer Rückkehr etwas Anständiges zu essen hatten.

Jede Minute brachte mich näher zu ihr. In meinem Hinterkopf machten sich drängende Sorgen breit, die größte davon Grace' Eltern. Sie waren überzeugt, dass ich etwas mit ihrem Verschwinden zu tun hatte, denn schließlich hatte sie sich unmittelbar vor ihrer Verwandlung noch meinetwegen mit ihnen gestritten. In den zwei Monaten, die Grace fort gewesen war, hatte die Polizei mein Auto durchsucht und mich verhört. Grace' Mutter fand immer wieder Vorwände, um an der Buchhandlung vorbeizuspazieren, wenn ich gerade dort arbeitete, und durchs Schaufenster zu mir hereinzustarren, während ich so tat, als bemerkte ich sie nicht. In der Lokalzeitung erschienen Artikel über Grace' und Olivias Verschwinden, in denen man alles über mich erfuhr außer meinem Namen.

Tief in meinem Inneren war mir klar, dass das alles – Grace ein Wolf, ihre Eltern die Feinde, ich in meinem neuen Körper in Mercy Falls – ein gordischer Knoten war, unmöglich zu lösen und zu glätten. Aber wenn ich Grace erst mal zurückhatte, würde sich das sicher alles regeln lassen.

Fast wäre ich an *Ben's Fish and Tackle* vorbeigefahren, einem unscheinbaren Gebäude, größtenteils verborgen hinter buschigen Kiefern. Als ich auf den Parkplatz einbog, geriet der VW ins Schlingern; die Schlaglöcher im Kies waren tief und voll mit schlammigem Wasser, das hörbar gegen den Unterboden des Wagens spritzte. Ich bremste und ließ den Blick über das Gelände schweifen. Hinter dem Haus standen ein paar Umzugswagen. Und daneben, dicht bei den Bäumen ...

Ich ließ das Auto mit laufendem Motor am Rand des Parkplatzes stehen und stieg aus. Ich sprang über eine hölzerne Eisenbahnschwelle und hielt dann an. Vor mir im nassen Gras lag ein geblühtes Kleid. Ein Stück weiter sah ich einen einsamen Holzcglog und drei Meter daneben, umgekippt, sein Gegenstück. Ich holte tief Luft

und kniete mich hin, um das Kleid aufzuheben. Der Stoffballen in meiner Hand verströmte die schwache Erinnerung an Grace' Duft. Ich richtete mich wieder auf und schluckte.

Von hier aus konnte ich den VW von der Seite sehen, an der nun der Schmutz des Parkplatzes klebte. Als hätte ich ihn nie gewaschen.

Ich setzte mich wieder hinters Steuer und legte das Kleid auf den Rücksitz, dann vergrub ich Nase und Mund in meinen Händen und atmete, die Ellbogen aufs Lenkrad gestützt, wieder und wieder dieselbe Luft ein. Lange Zeit saß ich so da und sah über das Armaturenbrett hinaus auf das zurückgelassene Paar Schuhe.

Es war so viel einfacher gewesen, als ich der Wolf war.

KAPITEL 4

COLE

Das war ich, jetzt, seit ich ein Wolf war: Ich war Cole St. Clair und früher war ich NARKOTIKA.

Ich hatte geglaubt, dass nichts von mir übrig bliebe, wenn man den stampfenden Bass von NARKOTIKA wegnahm und das Gekeisch von hunderttausend Fans und den Kalender, auf dem sich vor lauter Tourdaten kaum noch ein weißer Fleck fand. Und nun saß ich hier, Monate später, und unter der Kruste, die ich abgeknibbelt hatte, war neue Haut zum Vorschein gekommen. Jetzt widmete ich mich den einfachen Freuden des Lebens: überbackene Käsesandwichs, Jeans, die mir nicht die Kronjuwelen einzwängten, einem Gläschen Wodka, zehn bis zwölf Stunden Schlaf.

Ich war mir nicht sicher, wie Isabel da hineinpasste.

Die Sache war die: Ich hielt es den größten Teil der Woche aus, ohne an getoastete Käsesandwichs und Wodka zu denken. Von Isabel konnte ich das nicht behaupten. Aber ich hatte auch nicht gerade die herrlichsten Tagträume, die mich auf angenehme Art quälten. Es war mehr so wie Sackratten. Wenn man richtig viel zu tun hatte, konnte man das Ganze fast vergessen, aber sobald man einmal zur Ruhe kam, war es die Hölle.

Fast zwei Monate und immer noch kein Wort von ihr, trotz einer Reihe extrem unterhaltsamer Mailboxnachrichten meinerseits.

Nachricht 1: *»Hi, Isabel Culpeper. Ich liege im Bett und starre an die Decke. Ich bin mehr oder weniger nackt. Ich denke an ... deine Mutter. Ruf mich an.«*

Und jetzt rief sie plötzlich an?

Ohne mich.

Ich konnte nicht im Haus bleiben, wenn mich das Telefon so vorwurfsvoll anstarrte, also schnappte ich mir meine Schuhe und marschierte raus in den Nachmittag. Nach Grace' Flucht aus dem Krankenhaus hatte ich mich tiefer in meine Forschungen nach den Ursachen, die uns zu Wölfen machten, vergraben. Hier draußen im Busch gab es keine Möglichkeit, uns unter dem Mikroskop zu betrachten, um echte Antworten zu bekommen. Aber ich hatte ein paar Experimente geplant, für die ich kein Labor brauchte – nur Glück, meinen Körper und ordentlich Eier in der Hose. Und eins von besagten Experimenten würde gleich viel besser laufen, wenn ich einen anderen Wolf in die Finger kriegen würde. Also hatte ich angefangen, Ausflüge in den Wald zu unternehmen. Oder, na ja, eher Beutezüge. So hatte Victor es immer genannt, wenn wir mitten in der Nacht zum Mini-Markt rannten, um uns irgendwas zu essen zu besorgen, was hauptsächlich aus Plastik und Trockenkäsearoma bestand. Ich unternahm also im Namen der Wissenschaft Beutezüge in den Boundary Wood. Ich hatte den Drang, zu Ende zu bringen, was ich angefangen hatte.

Nachricht 2: *Die ersten anderthalb Minuten von I've Gotta Get a Message to You von den Bee Gees.*

Heute war es warm und ich konnte absolut alles riechen, was je in diesen Wald gepinkelt hatte. Ich schlug meinen gewohnten Weg ein.

Cole, ich bin's.

Mein Gott, ich wurde noch verrückt. Wenn ich nicht Isabels Stimme hörte, dann Victors, und langsam wurde es mir echt ein bisschen zu voll in meinem Kopf. Wenn ich mir nicht gerade vorstellte, wie ich Isabel ihren BH auszog, versuchte ich das Telefon durch pure Willenskraft zum Klingeln zu bewegen, und wenn ich das nicht machte, erinnerte ich mich daran, wie Isabels Vater Victors Leiche in die Auffahrt geworfen hatte. Wenn man Sam noch dazunahm, lebte ich wie mit drei Geistern.

Nachricht 3: *»Mir ist langweilig. Ich brauche dringend Unterhaltung. Sam hockt nur traurig in der Ecke. Vielleicht sollte ich ihn mit seiner eigenen Gitarre erschlagen. Dann hätte ich was zu tun und er würde höchstwahrscheinlich mal den Mund aufmachen. Zwei Fliegen mit einer Klappe. Wenn man drüber nachdenkt, sind viele von diesen alten Redewendungen und Liedern echt ganz schön brutal. Zum Beispiel Ringel, ringel, Rose. Darin geht's um die Pest, wusstest du das? Natürlich wusstest du das. Die Pest ist schließlich deine große Schwester. Hey, redet Sam eigentlich mit dir? Mir erzählt er einen verdammten Scheiß. Mann, ist mir langweilig. Ruf mich an.«*

Fallen. Ich hätte lieber über meine Experimente nachgedacht. Einen Wolf zu fangen, stellte sich als recht kompliziert heraus. Aus allem möglichen Kram, der mir im Keller von Becks Haus in die Hände gefallen war, hatte ich eine Riesenanzahl von Fallen, Schlingen, Verschlagen und Ködern zusammengezimmert und damit eine ebenso große Anzahl von Tieren gefangen. Aber kein einziges aus der Familie Canis lupus. Schwer zu sagen, was mich mehr Nerven kostete: wieder mal ein nutzloses Tier in der Falle hängen zu sehen oder es dort rauszuholen, ohne eine Hand oder ein Auge einzubüßen.

Mittlerweile war ich ziemlich gut in Übung.

Cole, ich bin's.

Ich konnte es nicht fassen, dass sie nach all der Zeit anrief und ihre ersten Worte *nicht* irgendeine Art von Entschuldigung waren. Vielleicht wäre der Teil ja als Nächstes gekommen und ich hatte ihn verpasst, weil ich aufgelegt hatte.

Nachricht 4: *Hotel California von den Eagles, in voller Länge, bei dem das Wort »California« jedes Mal durch »Minnesota« ersetzt war.*

Ich trat gegen einen verrotteten Baumstamm und sah zu, wie er auf dem regendurchtränkten Waldboden in ein Dutzend schwarze Bruchstücke explodierte. Dann hatte ich mich eben geweigert, mit Isabel zu schlafen. Meine erste anständige Handlung nach Jahren. Keine gute Tat bleibt ungestraft, hatte meine Mutter immer gesagt. War so was wie ihr Lebensmotto. Wahrscheinlich dachte sie heute genau so darüber, dass sie mir die Windeln gewechselt hatte.

Hoffentlich starrte Isabel immer noch auf ihr Handy. Hoffentlich hatte sie noch hundert Mal angerufen, seit ich rausgegangen war. Hoffentlich fühlte sie sich so wund, wie ich mich fühlte.

Nachricht 5: *»Hi, hier spricht Cole St. Clair. Willst du zwei Sachen hören, die absolut wahr sind? Erstens, du gehst nie ans Telefon. Und zweitens, ich werde nie aufhören, dir lange Nachrichten zu hinterlassen. Das ist wie eine Therapie. Mit irgendwem muss ich schließlich reden. Hey, weißt du, was mir heute klar geworden ist? Victor ist tot. Gestern ist mir das auch schon klar geworden. Es wird mir jeden Tag von Neuem klar. Ich weiß nicht, was ich hier mache. Ich hab das Gefühl, es gibt niemanden, mit dem ich –«*

Ich überprüfte meine Fallen. Nach dem Regen, der mich die letzten paar Tage im Haus gefangen gehalten hatte, war alles voller Schlamm. Der Boden fühlte sich wie Brei unter meinen Füßen an und meine Fallen brachten keinen Erfolg. Nichts in der auf der Anhöhe. Ein Waschbär in der an der Straße. Nichts in der in der Schlucht. Und die in der Nähe des Schuppens im Wald, eine Art Schlinge, die ich zum ersten Mal ausprobiert hatte, war komplett zerstört, die Pflöcke aus dem Boden gerissen, Stolperdraht überall, junge Bäume abgeknickt und alle Köder aufgefressen. Es sah aus, als hätte ich versucht, Godzilla zu fangen.

Ich musste versuchen, wie ein Wolf zu denken, und das erwies sich als erstaunlich schwer, wenn ich gerade keiner war.

Ich sammelte die kaputten Einzelteile meiner Falle auf und machte mich auf den Weg zum Schuppen, um nachzusehen, ob dort irgendwas herumlag, das ich gebrauchen konnte, um sie wieder zusammenzubauen. Es gab nichts im Leben, was eine Drahtschere nicht wieder in Ordnung bringen konnte.

Cole, ich bin's.

Ich würde sie nicht zurückrufen.

Plötzlich roch ich etwas Totes. Noch nicht verwest, aber kurz davor.

Ich hatte nichts falsch gemacht. Sollte Isabel mich ruhig auch erst zwanzig Mal anrufen, so wie ich sie.

Nachricht 6: »Tja, also, tut mir leid. Kann mir vorstellen, dass du bei der letzten Nachricht eher not amused warst. Hey, was hältst du übrigens von dieser Theorie: Ich glaube, Sam ist eine tote britische Hausfrau, die im Körper eines Beatles wiedergeboren wurde. Weißt du, ich kannte mal eine Band, die bei ihren Konzerten immer mit falschem britischen Akzent geredet hat. Mann, waren die mies, ganz abgesehen

davon, dass sie totale Arschlöcher waren. Ich komm grad nicht auf den Namen. Entweder werd ich senil oder ich hab so viel schlimmes Zeug mit meinem Gehirn angestellt, dass ein paar Sachen rausgefallen sind. Nicht besonders nett von mir, dass ich das Ganze so einseitig gestalte, oder? Ich rede andauernd nur über mich, wenn ich dich anrufe. Also, wie geht es dir, Isabel Rosemary Culpeper? In letzter Zeit mal gelächelt? Hot Toddies. So hieß die Band. The Hot Toddies.«

Ich fluchte, als sich mir ein Stück Draht von der Schlinge in die Handfläche bohrte. Es dauerte ein Weilchen, bis ich meine Hände von dem Gewirr aus Metall und Holz befreit hatte. Ich ließ alles vor mir auf den Boden fallen und starrte darauf. Mit diesem Scheißteil würde ich in nächster Zeit wohl nichts mehr fangen.

Ich konnte einfach abhauen. Schließlich hatte mich keiner drum gebeten, den Forscher zu spielen. Niemand hätte mich daran hindern können, mich vom Acker zu machen. Ich würde mich erst im Winter wieder in einen Wolf verwandeln und bis dahin könnte ich Hunderte von Meilen weit weg sein. Ich konnte sogar nach Hause fahren. Nur dass zu Hause nichts außer meinem schwarzen Mustang auf mich wartete. Dort hatte ich ungefähr genauso viel verloren wie hier bei Becks Wölfen.

Ich dachte an Grace' ehrliches Lächeln. An Sams Vertrauen in meine Theorie. An die Tatsache, dass Grace meinewegen überlebt hatte. Irgendwie hatte es etwas fast Triumphales, wieder ein Ziel im Leben zu haben.

Ich hob meine blutige Handfläche an den Mund und saugte an dem Schnitt. Dann bückte ich mich und sammelte die Einzelteile wieder ein.

Nachricht 20: *»Ich wünschte, du würdest ans Telefon gehen.«*

KAPITEL 5

GRACE

Ich beobachtete ihn.

Ich lag im feuchten Unterholz, den Schwanz dicht an den Körper geschmiegt, erschöpft und wachsam, aber irgendwie konnte ich ihn nicht zurücklassen. Die Sonne sank tiefer und vergoldete die Blätter auf dem Boden ringsum, aber er blieb, wo er war. Seine Rufe und die Wucht meiner Faszination ließen mich erschauern. Ich bettete das Kinn auf die Vorderpfoten, die Ohren flach an den Kopf gelegt. Der Wind trug seinen Geruch zu mir herüber. Ich kannte ihn. Alles in mir kannte ihn.

Ich wollte gefunden werden.

Ich musste weg von hier.

Seine Stimme entfernte sich, kam näher und entfernte sich dann wieder. Manchmal war der Junge so weit weg, dass ich ihn kaum hören konnte. Ich richtete mich halb auf, überlegte, ob ich ihm folgen sollte. Dann wurden die Vögel leiser, als er wieder näher kam, und ich duckte mich hastig zurück in die Büsche, die mich verbargen. Jede seiner Runden wurde ausgedehnter, der Abstand zwischen Kommen und Gehen größer. Und ich wurde immer unruhiger.

Konnte ich ihm folgen?

Wieder kam er zurück, nach einer langen Zeit in fast absoluter Stille. Dieses Mal war der Junge mir so nah, dass ich ihn von dort,

wo ich reglos in meinem Versteck lag, gut sehen konnte. Einen Augenblick lang dachte ich, er hätte mich auch gesehen, aber sein Blick konzentrierte sich auf einen Punkt hinter mir. Die Form seiner Augen sandte ein nervöses Kribbeln durch meinen Magen. Etwas in mir zerrte und zupfte, meldete sich wie ein alter Schmerz. Er formte die Hände zu einem Trichter um den Mund und rief hinaus in den Wald.

Wenn ich aufstand, würde er mich sehen. Die Heftigkeit meines Wunsches, gesehen zu werden, mich ihm zu nähern, ließ ein dünnes Wimmern in meiner Kehle aufsteigen. Beinahe verstand ich, was er wollte. Beinahe –

»Grace?«

Das Wort durchbohrte mich wie ein Pfeil.

Der Junge sah mich noch immer nicht. Er hatte bloß seine Stimme hinaus in die Leere geworfen und wartete auf eine Antwort.

Ich hatte zu viel Angst. Mein Instinkt fesselte mich an den Boden. *Grace*. Das Wort hallte in mir nach und verlor mit jeder Wiederholung ein Stück seiner Bedeutung.

Den Kopf gesenkt, wandte er sich ab und entfernte sich langsam in Richtung der schräg stehenden Sonnenstrahlen, die den Waldrand markierten. Etwas wie Panik stieg in mir auf, brannte in meinem Bauch. *Grace*. Ich verlor die Form dieses Worts. Ich verlor etwas. Ich verlor mich. Ich –

Ich stand auf. Wenn er sich jetzt umdrehte, wäre ich nicht zu übersehen, ein dunkelgrauer Wolf vor schwarzen Baumstämmen. Ich wollte, dass er blieb. Wenn er blieb, würde dieses schreckliche Gefühl in mir vielleicht nachlassen. Das Bewusstsein, hier zu stehen, völlig ungeschützt, so nah bei ihm, ließ meine Beine unter mir zittern.

Er musste sich nur umdrehen.

Aber das tat er nicht. Er ging einfach weiter und nahm das, was ich verloren hatte, mit, nahm die Bedeutung dieses Wortes – *Grace* – mit, ohne zu wissen, wie nah er mir gewesen war.

Und ich rührte mich nicht und sah still zu, wie er mich zurückließ.